

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 96.

Posen, den 15. Oktober 1927.

Nr. 96.

Copyright by Prometheus Verlag, München-Gröbenzell.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Vand.

15. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Zmeskall hielt den Atem an und ging unhörbar hinter ihm her und sah wie Beethoven Zettel um Zettel aus der Tasche zog und hastig stets etwas notierte.

Beethoven verlor seinen Hut, ohne es zu bemerken. Zmeskall hob ihn auf.

Zettel um Zettel wurde hervorgezogen, mit irgend-etwas rasch betrißelt, und achtlos schob Beethoven die beschriebenen Papierchen in irgendeine Tasche seines Anzuges. Er schien seinen Samulus ganz vergessen zu haben, denn er wandte sich während des ganzen weiteren Weges kein einzigesmal mehr um. Weder die immer schöner werdende Aussicht bekümmerte ihn, noch sein Freund; er sang vor sich hin, schrieb und schob die Zettel in die Tasche.

Eines dieser Papierchen verfehlte sein Ziel und flatterte langsam zu Boden. Zmeskall hob es sorgsam auf, betrachtete es kurz, aber die seltsamen Zeichen, die es bedeckten, schienen Hieroglyphen zu sein, deren Inhalt wohl nur Beethoven selbst entziffern konnte.

Zmeskall verwahrte den kostbaren Zettel, und sie gingen wie bisher weiter, der Höhe zu.

Wieder flog ein Zettelchen zu Boden, das Zmeskall mit dem anderen verwahrte und dabei vergnügt in sich hineinsachte. Diese Nachlässigkeit Beethovens kam ihm ungemein gelegen, denn er hatte vor, seinem Freunde heute noch eine Lehre zu erteilen . . .

Plötzlich blieb Beethoven stehen und wandte sich rasch um. Er sah Zmeskall dabei an, als wenn er soeben aus einem Traum erwacht wäre.

„Du hast etwas komponiert, Ludwig?“

„Komponiert? Nichts weniger als das; mir sind nur einige hübsche Motive eingefallen, und die habe ich mir notiert. Irgend einmal kann ich das oder jenes recht gut verwenden.“

„Hast du auch alles sorgsam aufbewahrt?“ fragte Zmeskall mit einem schelmischen Lächeln.

„So dumm kann nur ein Hoffsekretär fragen! Natürlich, ich habe ja alle Taschen voll Notizzettel,“ lachte Beethoven.

„Gehören diese zwei vielleicht auch dazu?“

Er reichte Beethoven die beiden verlorenen Zettel, die er seiner Tasche entnahm.

„Wo hast du sie her?“ fragte Beethoven betreten.

„Ich fand sie auf dem Wege hinter dir, und ich glaube, es war gut, daß ich nicht vorausgegangen bin; diese zwei Gedanken wären wohl verloren gewesen.“

Beethoven nahm die beiden Zettel lachend entgegen und sah sie an.

„Ich danke dir, lieber Nikolaus. Das waren so ziemlich die schönsten Ideen, die mir heute eingefallen sind; es wäre schade darum gewesen!“

Und wie zur Bekräftigung sang er ihm die beiden Melodien, diesmal mit lauter und kräftiger Stimme.

vor; es waren zwei Melodien, die er bald darauf in seiner berühmten Klavier-Sonate in A-Dur (Opus 2) verwendete.

„Um diese Dinger wäre es wirklich schade gewesen,“ bestätigte Zmeskall, „um so mehr freut es mich, daß ich sie für dich und die Welt gerettet habe, Ludwig! Aber bei dieser Gelegenheit habe ich mit dir ein ernstes Wort zu reden!“

„Schon wieder? Du willst dich wohl heute als meinen Hofmeister ausspielen?“

„Nichts weniger als das, Ludwig! Aber jetzt gehen wir weiter; es kommen uns Leute entgegen, und diese brauchen nicht Zeugen dessen zu sein, was ich dir zu sagen habe!“

Aus dem Walde, der den Kamm des Kahlenberges bedeckt, kam eine Schar junger Leute heraus, die den beiden Wanderern singend und jauchzend entgegen schritten. Beethoven und Zmeskall sahen mit freundlichen Blicken auf die fröhliche Gruppe, die ihnen entgegenkam, und traten zur Seite, um ihnen den schmalen Weg freizugeben. Lachend und scherzend ging die kleine Schar, drei junge Mädchen mit rosigen Gesichtern und drei junge Männer, an ihnen vorbei und sangen eine flotte Marschweise.

„Wir haben alle Platz auf der Welt und auf dem Weg,“ lachte einer von ihnen.

„Ganz gewiß,“ erwiderte Zmeskall, während Beethoven seinen Blick auf die freudestrahlenden Gesichter der jungen Leute warf.

Die drei Mädchen sahen dabei mit neugierigen Augen auf Beethoven, dessen Erscheinung ihnen wohl ein wenig exzentrisch vorkam, wie er so, hochrot im Antlitz, mit wirren Haaren und ohne Hut dastand.

„Das ist ganz g'wis' ein Künstler!“ rief eines der Mädchen, als sie an den beiden vorüber waren, und wandte sich im Gehen noch einmal nach ihm um.

Zmeskall stieß Beethoven lachend in die Seite.

„Du bist erkannt, Ludwig! Volkess Stimme ist Gottes Stimme!“

„Laß doch diese Dummheiten, Nikolaus! Freue dich, so wie ich es tue, an dem Anblick der sorglos glücklichen Jugend, die wahrlich beneidenswert ist.“

„Ebenso könntest, ja, solltest du auch sein; gerade du mehr als irgend ein anderer! Da hast du ein Beispielspiel zu dem, was ich dir vorhin gesagt habe.“

„Ja, wer so sein könnte,“ seufzte Beethoven. „Sorglos und heiter! Ich kann es, weiß Gott nicht, denn mir hat das Schicksal ein Stück Tragik in die Wiege gelegt, an dem ich Zeit meines Lebens zu tragen haben werde, das fühle ich!“

„Wirst es von dir, Ludwig! Werde ein Mensch wie die anderen alle! Du bist jung und Jugend fordert ihr Recht am Leben!“

„Jetzt bist du schon wieder am Moralpredigen, Nikolaus! Doch du wolltest vorhin etwas sagen, bevor diese jungen Leute uns in den Weg gekommen waren!“

Ein Jauchzen aus sechs frohen Kehlen drang jetzt zu ihnen empor, das die Gruppe aus ziemlicher Entfernung hinauffandte. Zmeskall reichte ihm seinen Hut, den er ihm bisher gehalten hatte. „Da, den hattest du auch verloren, Ludwig!“

Beethoven sandte den Jungen, seinen nur schwingend, einen lauten Jauchzer zu. „Gott mit dir, du glückliche Jugend!“ sagte er dann in die Weite hin.

Sie setzten nun den Weg durch den Wald fort; es war schon Mittag geworden, und Zmesfall mahnte daran, daß sie in dem kleinen Wirtshaus oben einkehren müßten, da es Essenszeit wäre.

„So, daran habe ich gar nicht gedacht und überdies . . .“

„Noch so etwas?“ fragte Zmesfall.

„Ich habe gar kein Geld zu mir genommen!“

„Wenn es weiter nichts ist, dafür komme ich auf, und du kannst mich dafür an einem der nächsten Tage beim Schwan' freihalten! Dort, beim Essen, werde ich dir dann das sagen, was ich dir bis jetzt vorenthalten habe.“

„Du machst mich direkt neugierig,“ sagte Beethoven lachend.

„Um so mehr wirst du von der Geringsfügigkeit der Sache überrascht sein, so wichtig sie immerhin für dich werden mag.“

Sie traten nun von dem Waldweg auf den freien Hang des Bergkammes hinaus, und Zmesfall wies mit einer grandiosen Armbewegung auf das herrliche Panorama hin, das sich hier vor den entzückten Augen Beethovens zum erstenmal erschloß . . .

„Nun, was sagst du zu diesem Bilde, Ludwig?“

Beethoven sagte nichts. Er faltete die Hände im Schoß zusammen und stand still wie eine Statue. Er trank das herrliche Landschaftsbild förmlich mit seinen weit offenen Augen, und in tiefer innerer Bewegung hob und senkte sich seine Brust. Da lagen zu Füßen des Berges alle die lieblichen kleinen Winzerdörfchen in das Grüne eingebettet, die er auf seinen Spaziergängen kennengelernt. Da waren die Vorstädte, die sich zwischen dem Wiener Wald und der mauerungsgürteten Stadt wie Ruchlein um ihre Mutter drängten. Da schimmerte das breite Band des Glacis, das um den Stadtwall lag, und aus dem Häusergewirr der Stadt grüßte der schlanke Turm des Sankt Stephans-Domes hervor, die Kuppeln anderer Kirchen, und in der Ferne schimmerten die Konturen des Schönbrunner Glorietts und des Belvedere-Schlusses . . . Wie ein grünes Meer lag der Prater mit seinen Auen da, und in unzähligen Armen floß die Donau, der stolze Strom, gegen Osten, wo die Grenzberge Ungarns in zartem Blau den Horizont begrenzten.

Lange, lange stand Beethoven in sinnender Betrachtung da und blickte mit stummer Bewunderung auf die überwältigend schöne Landschaft hin, von der er sich gar nicht loszureißen vermochte.

Zmesfall stand einen Schritt hinter ihm, um seine Andacht nicht zu stören. Endlich zupfte er Beethoven zart am Rockärmel.

Dieser fuhr sich über die Augen, als wollte er das Bild nerwischen.

„Herrgott, ist das schön! Einzig schön und voll Erhabenheit!“ sagte er ergriffen.

„Eine wahre Sinfonie von Schönheit,“ bemerkte Zmesfall.

„Wie sie nur Gott zu schaffen vermag!“

„Die Stadt und die Dörfer sind Menschenwerk, Ludwig!“

Beethoven sah ihn an, fragend und vorwurfsvoll. „Das weiß ich selbst, mein Bester! Aber um solch eine Stadt in diese Landschaft hineinzukomponieren, dazu gehört der göttliche Funke!“

„Du willst doch damit nicht sagen, daß die Wiener von früher und von heute lauter Künstler sind, Ludwig!“

„Das wohl nicht, aber die wenigen großen Geister, welche diese Stadt und ihre Herrlichkeiten geschaffen, deren jahrhundertlanges Wirken diese Stadt so ganz einzig schön gemacht hat, die haben zusammen dieses Meisterwerk vollendet, dieses Juwel einer Stadt, die ich mit Stolz meine zweite Heimat nenne!“

Beethoven hatte diese begeisterten Worte mit einem Schwung und Pathos gesagt, daß Zmesfall ganz erstaunt war. Das war doch sonst nicht seine Art . . .

„Ich wußte, daß dich dieser Anblick entzücken wird, Ludwig!“

Begeistert breitete Beethoven seine Arme aus, als wollte er all die geschaute Herrlichkeit umfassen und an seine Brust drücken . . .

„Ach, wer das alles in Musik zu setzen vermöchte!“ rief er voll Sehnsucht.

„Versuch' es nur, Ludwig! Im Laufe der Jahre wird es schon gehen! Doch jetzt müssen wir endlich ans Essen denken, sonst können wir am Ende im Anblick dieser Herrlichkeit gar Hungers sterben.“

Lächelnd und innerlich beglückt folgte Beethoven dem Freunde in das nahe Gasthaus, dessen Wirtin den späten Mittagsgästen nur mehr ein kärgliches Mahl auf-tischen konnte, was diesen aber nichts verschlug. Dafür war der Grinzinger Wein, den sie vorgelegt erhielten, um so besser, und sie genossen ihr Sonntagsdiner statt in dem prunkvollen Palais des Fürsten Pichnowsky in der armseligen kleinen Gaststube in Josefsdorf auf dem Rahlenberg . . .

„Und was ist's mit deinem angedrohten Predigen?“ sagte Beethoven, als er den letzten Schluck aus seinem Weinglase gemacht hatte, „darauf hätte ich beinahe ver-gessen!“

„Ich nicht!“ lachte Zmesfall. „Ich wollte dir nur nicht den Appetit zur Mahlzeit verderben, Ludwig! Also, höre mich an.“

Beethoven rügte sich gerade und härte gespannt, was da kommen sollte.

„Ich habe es schon lange gewußt, daß du nicht nur zu Hause bei dem Klavier oder am Schreibtisch komponierst, sondern überall, wo du gehst und stehst, so daß man dich getrost einen Wald- und Wiesenkomponisten nennen dürfte.“

Beethoven lächelte. Wo sollte das hinauskommen?

„Weiters habe ich bemerkt, lieber Ludwig,“ fuhr Zmesfall ernst fort, daß du, diesem inneren Drange folgend, dir ein Arbeitssystem zurecht gelegt hast, das — so löblich es im Prinzip sein mag — in der Praxis sehr viel, wenn nicht alles zu wünschen übrig läßt.“

Mit allen Anzeichen nervöser Ungeduld hörte Beethoven den langatmigen Sermon Zmesfalls an, wagte es aber doch nicht, ihn zu unterbrechen. Er stampfte nur leicht mit dem Fuße auf, und um seine Lippen zuckte es.

„Du nimmst dir einen Paß Papierzettel und einen Bleistift mit und bist damit in der Lage, wann immer und wo immer jeden musikalischen Gedanken, so er dir durch den Kopf schießt, festzuhalten. Bene, lieber Ludwig, sogar optime, mein teurer Freund! Sintermalen aber euer Liebden an einer ganz gefährlichen Krankheit leiden, die allen Genies zu eigen ist und die man in Wien Schlamperei, zu Deutsch Nachlässigkeit, nennt, schweben euer Liebden in permanenter Gefahr, Hochdero Genieblitze, wie ich es heute zweimal erlebt habe, ebenso zu verlieren, wie Sie dieselben finden, was — meiner unmaßgeblichen Meinung nach — ein uner-messlicher Verlust für die Welt und gleichermaßen eine Sünde, begangen an der gesamten Menschheit, wäre. Auf Grund all dieser meiner Beobachtungen habe ich mich, als dero getreuester und submissivster Musikgraf entschlossen, diesem erstaunlichen Uebelstande gründlich abzuwehren, indem ich . . .“

Zmesfall hielt inne und griff nach seiner inneren Brusttasche.

Beethoven, der während der launigen Rede zu ahnen begonnen hatte, brach in ein dröhnendes Lachen aus, daß die Wirtin hinter dem Schanktisch erschreckt auf-fuhr.

„. . . indem ich ein zierliches Büchlein in der Pape-terie am Rohmarkt anfertigen ließ“ — er zog bei diesen Worten ein längliches, schmales Notizbuch, in rotes

Jeder gebunden, hervor und überreichte es mit feierlicher Gebärde Beethoven — „in welches euer Liebden alle Gedanken, die Sie zu haben belieben, sein säuberlich aufnotieren können und auf diese Art für sich und die Mitwelt sicherer erhalten können!“

„Das hast du sehr gut gemacht, lieber Nikolaus, und diese feierliche Ansprache erhöht den Wert deiner so gut gemeinten Gabe ganz außerordentlich. Aber mein System hat doch einen Vorzug vor deiner genialen Idee!“ lachte Beethoven.

„Wie so denn?“

„Bisher konnte ich nur einzelne Zettelchen verteilen, aber jetzt . . .“

„Am Gottes willen — das ganze Büchlein! Daran habe ich allerdings nicht gedacht! Aber ich hoffe, du wirst sein acht geben, Ludwig, und du bekommst von mir fortlaufend solche Büchlein, sowie eines vollgeschrieben ist.“

„Und warum dies alles, du fürsorglicher Freund?“

„Aus Ehrgeiz! Wenn du einmal berühmt wirst, recht berühmt, woran ich nicht im geringsten zweifle, so will ich in deinem Schatten mit in die Musikgeschichte kommen!“

„Was so ein Hofsekretär alles tendiert?“ lachte Beethoven.

„Nicht alle, nur dein getreuer Famulus!“

„Der hie und da ein Infamulus wird!“ rief Beethoven lachend.

Zmeskall rief die Wirtin, bezahlte, und sie verließen das Gasthaus.

(Fortsetzung folgt.)

Knut Hamsun:

Der Herbst zieht ein . . .

Der Herbst zieht ein durch Tür und Tor,
Tage, aus finstern Chaos geboren,
Leben, gewonnen und wieder verloren.
Alles verbraucht im Vergänglichkeitschor.
Der Mensch nur lebt so lange.

Man sichtet und sammelt in Scheuer und Haus.
Gras wird geschnitten und Korn wird gemäht.
Blätter fallen und alles vergeht.
Statt und versinkt im Todesgraus.
Der Mensch nur lebt so lange.

(Mit besonderer Genehmigung des J. M. Spaeth-Verlages Berlin, dem Buche „Der wilde Chor“ von Knut Hamsun entnommen.)

Turnvater Jahn und die körperliche Erfrischung.

Zum 75. Todestage am 15. Oktober.

Als vor fünfundsiebzig Jahren, am 15. Oktober 1862, in Freyburg a. d. Unstrut der weitbekannte Turnvater Jahn starb, ahnte man nicht, eine wie ungeheure Ausdehnung die von ihm ins Leben gerufene Bewegung annehmen würde, daß wenige Jahrzehnte später gerade auch in Deutschland, das vordem das Land der Stubenhocker, der kurzfristigen, befristeten, vergesslichen Gelehrten gewesen war, ein frischer Wind den Staub aus allen Ecken und Winkeln lehren, daß Turnen und Sport der große Schrei der Zeit werden würde. Daß die gesunde Seele, der gesunde Geist nur in einem gesunden Körper wohnen können, ist eine Erkenntnis, die heute jedem Deutschen geläufig ist, die aber auf keinen andern zurückgeht, als auf Friedrich Ludwig Jahn, den Sohn der Prioren, der — nach den Studienjahren in Halle, Göttingen und Greifswald, vom Jahre 1810 ab, als Lehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin tätig war. Die Zustände in dem damaligen Preußen waren denen nach dem großen Kriege in Deutschland gar nicht so unähnlich. Damals wie heute herrschte — besonders nach der verlorenen Schlacht bei Jena — tiefe Niedergeschlagenheit, und es bedarf kaum der Berichte von Zeitgenossen, um uns die Allgemeinstimmung auszumalen. Friedrich Ludwig Jahn gehörte zu den wenigen Männern, die den starken Glauben an ihr Volk nicht verloren, sondern sich das Ziel setzten, den Volksggeist wieder gesund zu machen, die Bevölkerung aufzumuntern aus Verzagtheit und Resignation. Es kam vor allem darauf an, die geistige wie die körperliche Kraft zu heben. Jahn glaubte den Weg zu diesem Ziel im Sport (damals im Turnen), gefunden zu haben. Es war ein Ereignis, als in der Gassenheide im Jahre 1811 ein Turnplatz eingerichtet wurde. Ein Turnplatz, — heute hat jede Stadt, die etwas auf sich hält, ihr Stadion, heute turnen schon die Säuglinge nach dem vorzüglichen System eines ehemaligen Majors. Und wenn sie auch noch nicht schwimmen können und rechts und links nicht unterscheiden können, so werden doch ihre jungen Glieder gelbt und

gestärkt gemacht. Vater Jahn ist auch hier der Pionier. — Doch ließ er es bei der Leibeserfrischung der Jugend nicht bewenden, er griff zur Feder, und wenn er sich auch unter den literarischen Größen keinen Platz zu erringen vermochte, so sind seine Schriften doch wertvoll als Bekundung seiner Ideen, die dadurch natürlich in weitere Kreise getragen wurden, als er allein durch tätiges Beispiel hätte erreichen können. Seine Schriften sind von echtem Nationalgefühl getragen und wirken nicht wenig dazu mit, daß 1813 das Volk in Einigkeit und stolzem Zielwillen aufstehen konnte. Und nun zeigte es sich, daß Jahn durchaus ein Mann der Tat war, daß es ihm nicht genügte, schwungvolle Reden zu halten, sondern daß er für seine Meinung mit allem, was er hatte, einstand. Er trat als einer der ersten in das Lützowische Freikorps ein und machte sich in vieler Weise verdient. Nach Beendigung der Feldzüge wurde er vom Staat, der sich einmal weitsichtig erwies, als Turnlehrer angestellt. Die Turnplätze wurden geschlossen! In jenen Jahren, sehen ihn als einen der Ihren an. Nebenfalls entging auch er dem Schicksal vieler Burschenschaftler nicht, die in jenen Jahren in der Verbannung kamen, Aufrührer und Staatsfeinde zu sein — man vergleiche die Schicksale des Mecklenburger Volksdichters Fritz Reuter in der ergreifenden Selbstbiographie „Mit mine Festungsbild“ — und die Turnplätze wurden geschlossen! Jahn selbst wurde schon 1819, mitten im Juli verhaftet und nach Spandau, später nach Rüstern gebracht. Das Vaterland setzte seinen treuesten Freund hinter Schloß und Riegel. Fünf Jahre lang mußte er auf der Festung Kolberg in Gewahrsam bleiben, — so lange dauerte es, bis das Urteil endlich gefällt wurde, das auf zwei Jahre Festungshaft lautete. Erst 1825 wurde er freigesprochen, durfte sich aber nicht überall in Deutschland aufhalten, wo es ihm beliebte. Man erachtete seinen Einfluß auf die Jugend, insbesondere auf die studentische, für so gefährlich, daß man ihm das Wohnen in Universitätsstädten unterjagte. Er zog sich nach Freyburg a. d. Unstrut zurück, und man sollte meinen, daß in dieser harmlosen Stadt, die niemals besonders von sich hat reden machen, auch sein Leben einen glatten Ablauf gefunden hätte, aber das Spiel- und Schnüffelturn muß damals erschreckliche Ausmaße gehabt haben, denn schon 1828 wurde der immer aufrechte Mann von diesem Aufenthaltsort wieder ausgewiesen, weil man seinen Einfluß auf die Jugend als schädlich ansah. Erst in den vierziger Jahren besserte sich die Stimmung für ihn. Nachträglich wurde ihm das Eisene Kreuz verliehen, und als ihm bei einer Feuersbrunst seine gesamte Habe verbrannte, wurden unter den Turnern, die ihn mit Recht als ihren Stammvater betrachteten, große Sammlungen veranstaltet, die es ihm ermöglichten, sich in Freyburg ein eigenes Häuschen zu bauen. 1848 erlebte er noch die Genußnahme, in die Deutsche Nationalversammlung gewählt zu werden, wo er zur äußersten Rechten gehörte. — Auf dem von ihm eingerichteten Turnplatz in der Gassenheide zu Berlin erhebt sich ein Steinmal zu seinem Gedenken, das auf besondere Weise eindrucksvoll ist. Deutsche Turner aus allen Gauen und selbst aus überseeischen Ländern haben zu diesem Denkmal Steinblöcke gesandt. Wenn Menschen schweigen, werden Steine reden, hier von einem Aufrechten, der als Pionier einen Weg einschlug, der heute auch von der großen Masse als richtig erkannt ist. Frisch, fromm, fröhlich, frei, der alte Wahlspruch der Turner. — heute lebt er in aller Gemüt und wird uns vielleicht noch einmal dazu helfen, das Wesen des deutschen Volkes zu läutern und zu heben.

Dr. Gustav Schicht.

Rund um den Erdball.

Der eine macht's, der andre besaht's.

(Nachdruck verboten.)

Der Reklamechef.

Ein großes amerikanisches Hotel in Süd-Carolina machte riesige Reklame mit seinem ungeheuer großen künstlichen Teich. In den Prospekten hieß es, man könne auf diesem See rudern und segeln, in ihm schwimmen und baden und an ihm sich sonnen und Fische angeln. Ein fanatischer Angler biß auf diesen Prospekt an und fragte brieflich, ob denn auch die Fische sich nicht durch den Tumult im See vertreiben ließen; aber der forsche Reklamechef antwortete umgehend:

„Die Fische in unserem Teich beißen so schnell an, daß man sich beim Angeln hinter einen Baum stellen muß.“

Weibliche Raucherabteile.

Bei der Direktion der Dong-Island-Eisenbahn in Neuhorf traf dieser Tage ein Schreiben ein, worin ein Mister Woodward forderte, man möge sofort Abteile für rauchende Damen einrichten, damit sich der weibliche Teil der Fahrgäste nicht ständig in die männlichen Raucherwagen verirre. Falls die Direktion seiner Forderung nicht nachkomme, dann werde er in Zukunft auf dem Tender fahren! Doch Mister Bauerhoff, Abteilungsdirektor bei der Dong-Island-Eisenbahn, antwortete ablehnend. Erstens, meinte er, würden die weiblichen Raucherabteile doch ständig mit männlichen Fahrgästen angefüllt sein, zweitens unterjagte er die Unternehmungslust der reisenden Damen: die würden ihm auch auf dem Tender folgen.

Wanzen.

In Zwickau ist einer auf eine ganz seltene Idee gekommen. Ehrenwerter Geschäftsmann, Familienvater, selbstredend unbescholtener, lebt seit 20 Jahren im selben Hause. Verfeindet sich aus ganz wichtigen Gründen mit seinem Plurnachbar, und diese Feindschaft nimmt schließliche Formen an, daß der sittsame Familienvater

eine ganz gekörnte Sache erinnt: er bläst dem Fournachbar Wangen durchs Schlüsselloch! Si du grüne Knecht! Ueber die 75 Mark Geldstrafe, die er bekam, habe ich mich nicht gewundert, aber: wo hatte er denn die Wangen her? War das Engroskauf oder Eigengewächs?

Daher also!

Wie man im „Neuen Wiener Journal“ lesen kann, enthält ein Bericht über die reichsten Leute Deutschlands folgenden inhaltreichen Satz:

„Das größte Durchschnittsvermögen weisen die Steuerflüchtigen Wiesbadens auf, das mit dem Durchschnitt von 70 070 Mark auf einen Steuerflüchtigen selbst das Durchschnittsvermögen von Berlin und Hamburg überträgt.“

Also deshalb müssen die Steuerpflichtigen so viel bezahlen, weil die Steuerflüchtigen die größten Vermögen besitzen!

Das Baby und sein Sekretär.

Der zweite Sohn des Königs von England heißt Herzog von York, seine Tochter ist das Baby Prinzessin Elisabeth. Da es zurzeit der einzige jugendliche Sproß des Königshauses ist, genießt es die besonderen Sympathien des ganzen Landes und erhält täglich strotzweiße Briefe und Postkarten. Da man aber selbst einem herzoglichen Baby noch nicht zumuten kann, daß es seine ganze Post allein erledigt, hat man einen Sekretär engagiert, der sich dieser Aufgabe zu unterziehen hat, bis Prinzessin Elisabeth selbst lesen und schreiben kann.

Das Sprichwort des Neger.

Der Neger wendet mit Vorliebe Sprichwörter an; Hunderte gebraucht der Tschingener im Laufe des Tages, und sie spiegeln die Seele des Menschen von Afrika, Arabien, Asien wider.

Der Frau gegenüber ist er lebenswürdig: Ein gutes Weib übertrifft Gold. — Die Frau kennt den Mann. — Er tadelt aber auch: Frauen sind gerne, wo Geld ist. — Wenn die Frau sagt: Du bist schön (zu einem anderen als ihrem Manne), das bringt Schuld. — Wenn du fünf Frauen hast, so hast du auch fünf Zungen. — Halten die Neger im Tschingebiet Rat, so nennen sie das: Das alte Weib befragen.

Von der Mutter redet der Neger nirgends. Milde behandelt der Vater seinen Sohn: Wenn der Sohn auf den Rehrichthausen der Stadt geht, und es heißt ihn eine Schlange, so wird der Vater ihm nicht das Bein abhauen, sondern Medizin auf seine Wunde streichen. — Dennoch heißt es: Ein Kind, das geraten soll, erzieht man nicht auf weichem Bett. — Wenn ein Knabe mit Absicht stirbt, so begräbt man ihn auch mit Absicht. — Einmal nur redet man von Strafe: Wenn das Tun des Vaters dem Manne nicht gefällt, so ruft er dem Stief „Gata!“ (gib acht!).

Hast du Geld, sagt der Neger, redet man dich mit „Großvater“ (Ghrentiel) an. — Wenn es irgendwo dunkel ist, streue Geld hin, und es wird hell. — Die Seele dessen, der reich werden will, hakt nichts.

Kommt ein Armer vor Gericht, machen wir's kurz. —

Selbsterkenntnis kennt der Neger: Das Salz sagt nicht zu sich selbst: Ich bin süß. — Wenn du deinen Darm nicht kennst, so verschluckt du die Frucht der Kassiaflanze. —

Sprüche, die Lebensweisheit predigen, gibt es unzählige: Rebellen speist man bei Nacht. — Wer die Hundert gesehen, rühmt die Zwanzig nicht. — Was du gesagt hast, sag's noch einmal, das ist keine Schande. Aber was du gemogelt hast, wieg's noch einmal, das ist eine Schande. — Mit Kluch über dich, beißen dich sogar die Schnecken. — Schläge mich, und ich schlage dich nicht, das ist keine Kleinigkeit. — Und endlich: Eine gute Sache vertritt sich von selbst. — Dies Wort darf sich neben Theodor Richters: Das Moralische versteht sich immer von selbst, setzen lassen.

Gesammelt von Balthasar Groh, Afrika, Goldküste.

Aus aller Welt.

Haarförmige Metalle. Unter den Mineralien finden sich einige in haarförmigem Zustande in der Natur vor, wie zum Beispiel der Asbest. Mit Hilfe des künstlichen Versuches kann man jedoch auch bei Metallen Haarbildungen hervorrufen. So löst die Einwirkung des elektrischen Stromes aus Kupfersulfur feine Kupferfäserchen hervorzuziehen, und in ähnlicher Weise kann man durch Erhitzen aus Silberglanz (Schwefelsilber) zarte Silberfäserchen entstehen lassen. Wahrscheinlich sind, wie der Forscher Mügge annimmt, auch in der Natur die unterirdischen Wärmeverhältnisse für die Bildung des sogenannten „Haarsilbers“ maßgebend.

Künstliche Ernährung durch die Haut. Hinreichend bekannt sind die wichtigen Aufgaben, deren Erfüllung der Haut des menschlichen Körpers obliegen. Man denke nur an die lebenswichtige Funktion, die die Haut im Atmungsprozeß ausübt und erfüllt. Würde beispielsweise die Körperoberfläche eines Menschen mit einer luftundurchlässigen Schicht überzogen — etwa mit Wachs oder Goldblech —, so würde in kurzer Zeit der Erstickenstod eintreten. Solche Todesfälle — die man sich allerdings lange nicht erklären konnte — hat man früher im Theaterleben beobachtet, wenn man Kinder, um ihnen das Aussehen von Enkeln zu geben, mit Goldblech überzogen hatte.

Eine andere Tätigkeit der Haut, an deren praktische Auswertung die ärztliche Wissenschaft jetzt geht, ist die der Nahrungsaufnahme. Die Haut ist nämlich — genau wie zur Atmung, auch zur Aufnahme von Nährstoffen befähigt, vorausgesetzt, daß ihr diese in der richtigen Form zugeführt werden.

Bei schweren Magen- und Nierenleiden war man schon bisher auf alle mögliche Art und Weise bemüht, den Körper künstlich zu ernähren. Man hat ihm beispielsweise künstliche Nährstoffe durch den Darm zugeführt. Nunmehr ist man zur Nahrungsmittelzufuhr durch die Haut übergegangen. Die Ärzte Dr. Laskel und Dr. Stejkal in Wien mengen verschiedene Kohlehydrate, Olivenöl und Eiweiß und führen dem Körper diese Nahrung zu, indem sie das Gemisch durch Mastieren in die Haut einreiben. Eine nachweisbare Nahrungsaufnahme soll dadurch erzwungen worden sein. Der Wassergehalt der verwendeten Nährstoffe muß möglichst niedrig sein und die Haut trocken. Drei Patienten, die durch chronisches Erbrechen unfähig waren, irgend welche Nahrung zu sich zu nehmen, hat man sechs Tage lang durch derartige Nährmassagen am Leben erhalten. Die Kontrolle der Ausscheidungen der Patienten ergab, daß 70 Prozent der dem Körper zugeführten Eiweißstoffe tatsächlich vom Stoffwechsel umgewandelt wurden. Ebenso wurde bei Zuckerkranke nachgewiesen, daß nach Einreibung der Haut mit Kohlehydraten tatsächlich der Zuckergehalt des Urins erhöht war. Eine Nahrungsaufnahme durch die Haut ist demnach in beschränktem Maße zweifellos möglich.

Allerlei Wissen.

Was der Mensch beim Atmen an Luft gebraucht. Ein gesunder Mensch braucht, wenn er sitzt, 1250 Kubikzentimeter Luft in der Minute. Beim Gehen und Laufen erhöht sich die Menge, weil wir dann schneller atmen, als wenn wir sitzen. Bei mäßigem Gehen erhöht sich die Menge auf 2000 Kubikzentimeter (2 Liter), bei schnellerem Gange (5 bis 6 Kilometer in der Stunde) braucht man 4000 Kubikzentimeter in der Minute. Ein Schnellläufer atmet in der Minute 7500 Kubikzentimeter Luft ein, das ist sechsmal soviel wie jemand, der stillsteht.

Ueberzählige Elefanten. Die Behörden von Uganda sind beunruhigt über die rapide Zunahme des Bestandes an wilden Elefanten, die nicht nur die zahmen zu allerhand Streichen verführen, sondern auch die Enten verwüsten und mitunter auch einen Farmer töten. Man erwägt den Plan einer systematischen Reduzierung der Zahl der wilden Elefanten und der Beschränkung der Ueberbeenden auf einen bestimmten Teil des Landes.

Die diesjährige Tagung der Hebbel-Gemeinde findet im Rahmen der Dithmarscher Kunstausstellung in Wesselsburen am 14. Oktober statt. Den Hauptvortrag hält Karbel (Wesselsburen) über das Thema „Schiller und Hebbel, eine vergleichende Würdigung auf Grund ihrer Demetriusfragmente“.

Vermehrte Eisenbahnunfälle in England. Nach einer amtlichen Aufstellung des englischen Verkehrsministeriums wurden im abgelaufenen Jahre in England 13 Personen bei Eisenbahnunfällen getötet und 765 verletzt, was gegenüber dem Durchschnitt der letzten zehn Jahre eine Steigerung bedeutet; dagegen sind die Unfälle beim Eisenbahnpersonal selbst, erfreulicherweise zurückgegangen.

Beim Photographieren verunglückt. Ein sonderbarer Unglücksfall ereignete sich in Escanaba im Staate Michigan. Ein junges Mädchen machte eine Momentaufnahme ihres Begleiters, der sich im Laub eines Baumes zur Aufnahme bereit hielt und dabei in einem Augenblick des Schwankens nach einem Draht griff, der an dem Geäst vorbeilief. Unglücklicherweise war es ein Hochspannungsdraht, der den jungen Mann auf der Stelle tötete.

Der Erbhprinz als Theatersachmann. Erbhprinz Heinrich XLV. Neuf j. L., der in der Leitung des Reichlichen Theaters in Gera an maßgebender Stelle tätig ist, hielt kürzlich bei der Tagung des Verbandes der deutschen gemeinnützigen Bühnen in Magdeburg einen Vortrag über „Spielplan und Publikum“, der ungewöhnlichen Weisheit und einmütige Zustimmung bei den zahlreich anwesenden Intendanten und städtischen Vertretern fand. U. a. sprach Oberbürgermeister Kuber (Mannheim) und Intendant Fehner (Berlin) den Wunsch auf Veröffentlichung der Darlegungen in Fachzeitschriften aus. Der Erbhprinz wird in der nächsten Zeit Vorträge im Stadttheater Dortmund, in Aachen (als Theatermatinee) und in Essen halten.

Fröhliche Ecke.

Adam und Eva.

Zwischen einem Jungen und einem Mädchen, die zusammen spielen, entwickelt sich folgendes Gespräch:

Er: „Du, wollen wir nicht Adam und Eva spielen?“

Sie: „Wie denn?“

Er: „Nun, du gibst mir den Apfel und paßt auf, wie ich ihn esse.“

Von der Reise zurück.

Er: „Steh mal an, was für eine Freude, dich einmal zu Hause anzutreffen.“

Sie: „Dieber! — Sag mal, hast du dir schon überlegt, wo man diesen Winter hingehen kann?“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Boznau.